

Fazit: Top 10 – die wichtigsten Fragen, auf die das Projekt Antworten geben kann

1. Wie ähnlich sind sich die Europäer?

In ihrer personalen Identität, d.h. in ihrer Selbstbeschreibung als Individuen, ähneln sich die Europäer stark. Diesbezüglich wird im Wesentlichen die Homogenitätsthese bestätigt, die hierin die Auswirkung von Europäisierungs- und nationübergreifenden gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen sieht. Lediglich bei den Erwachsenen (nicht aber bei den Jugendlichen) in den post-sozialistischen Ländern (insbesondere in Polen) zeigen sich Identitätsverunsicherungen, die auf Belastungen durch den politischen Systemwechsel zurückgeführt werden können. Auf die soziale Identität, insbesondere das nationale Selbstverständnis, trifft jedoch eher die Diversitätsthese zu. Hier tragen nach wie vor kulturelle und historische Spezifika zu großen Unterschieden bei. Der Umgang mit Erfahrungen aus dem Zweiten Weltkrieg spielt dabei eine prominente Rolle.

2. Was ist das Auffällige an den Deutschen?

Eine Besonderheit bei deutschen Jugendlichen und ihren Eltern zeigt sich sogar in der ansonsten unauffälligen personalen Identität: Die Deutschen sind in hohem Maße selbst-reflexiv (und selbstkritisch). Sie haben somit ein wesentliches Ziel ihrer kollektiven Nachkriegssozialisation internalisiert. In der sozialen Identität zeigt sich dieser Effekt in noch größerem Ausmaß: Die nationale Identität und generell die Bindungen an das „Eigene“ sind schwach ausgeprägt. Lösungen von Identitätsproblemen werden durch Projektionen auf das „Fremde“ erhofft. Insbesondere bei den Jugendlichen sind Wünsche nach Normalität und Entlastung stark ausgeprägt.

3. Passt das Konzept einer „gesicherten Identität“ noch in die moderne Zeit?

Schnelle epochale Veränderungen können das Festhalten an überkommenen Identitäten als dysfunktional und mehr Flexibilität als funktional erscheinen lassen. Dies mag auf bestimmte Identitätsbereiche zutreffen, z. B. auf die berufliche Identität. Es lässt sich aber auch zeigen, dass gerade angesichts wenig verlässlicher Kontextbedingungen das Bedürfnis nach Gewissheiten und verbindlichen

Identitätsinhalten zunimmt. Insbesondere das Streben nach stabilen Bindungen im sozialen Mikro- und Makrobereich ist nach wie vor ungebrochen.

4. Nationale Identität: Krankheitssymptom oder Gesundheitsfaktor?

Die empirische Evidenz für die salutogenetische Relevanz einer gesicherten nationalen Identität ist geradezu überwältigend. Diese hat eine stabilisierende Wirkung sowohl auf das Individuum als auch auf die Gesellschaft. Trotz dieser klaren internationalen Forschungslage finden sich bei deutschen Autoren Plädoyers zugunsten des Antinationalismus, die sich von der Vorstellung eines „Krankheitssymptoms“ (häufig auch „Dummheit“) der nationalen Identität leiten lassen. Diesen liegen möglicherweise unbewältigte Affekte in Bezug auf die nationalsozialistischen Verbrechen oder auch die explizite Absicht, destabilisierend und dekonstruktiv zu wirken, zu Grunde.

5. Patriotismus und Nationalismus: Gibt es einen „guten“ und einen „schlechten“ Nationalstolz?

Ja. Im Nationalstolz kann zum einen lediglich eine Bindung an das „Eigene“ zum Ausdruck gebracht werden (Patriotismus), es kann damit zum anderen aber auch Fremdgruppenabwertung einhergehen (Nationalismus). Beide Formen können empirisch nachgewiesen werden und müssen unterschiedlich bewertet werden. Die wünschenswerte Form des Nationalstolzes erwies sich jedoch nicht beschränkt auf das enge Konzept eines „Verfassungspatriotismus“, demzufolge man nur auf Demokratie, Grundgesetz und Sozialsystem in Deutschland stolz sein darf. Patriotismus kann auch den Stolz auf andere Bereiche beinhalten. Der Mensch lebt nicht von der Verfassung allein, es darf z. B. auch Fußball und anderes dazugehören.

6. Was ist falsch am Internationalismus?

Am idealen Internationalismus ist eigentlich gar nichts falsch, als problematisch erscheint jedoch der empirisch vorgefundene reale Internationalismus. Das theoretische Konzept impliziert, dass im Laufe der Entwicklung eine sukzessive Erweiterung von sozialen Identifikationen erfolgen kann, beginnend mit den eigenen Bezugspersonen in der Kindheit über das weitere regionale Umfeld und die Nation bis hin zu einem globalen Bewusstsein. Empirisch bedeutet die „Identifikation mit der

ganzen Menschheit“, die den Internationalismus kennzeichnet, jedoch häufig lediglich eine schwache Identifikation mit der Eigengruppe, die durch eine weitgehend folgenlose „Fernstenliebe“ kompensiert wird.

7. Sind Unterschiede in der weiblichen und männlichen Identität kulturübergreifend? Und wieso gibt es Besonderheiten bei deutschen und polnischen Mädchen?

Die wichtigsten geschlechtsspezifischen Unterschiede in der personalen und sozialen Identität fallen in allen untersuchten europäischen Ländern gleich aus, sie sind somit nicht kulturspezifisch. Die Differenzen sind zwischen weiblichen und männlichen Jugendlichen größer als zwischen Frauen und Männern der Elterngeneration. Eine Besonderheit stellen die Nationalstolz-Werte bei deutschen und polnischen Mädchen dar, die auffällig niedrig bzw. hoch ausfallen. Die Untersuchungsbefunde deuten darauf hin, dass dies mit der stark emotionsgeladenen Identitätspolitik in beiden Ländern zusammenhängt, die zur Deidentifikation mit Deutschland und zur Identifikation mit Polen beiträgt.

8. Wie steht es heute im Verhältnis der Generationen zueinander?

Jugendlichen- und Erwachsenen-Identität sind – bedingt durch den Entwicklungsabstand – zweierlei. Dem widerspricht nicht, dass es starke familiäre Transmissionseffekte gibt, die vor allem die soziale Identität betreffen. Die Eltern beeinflussen maßgeblich grundlegende Überzeugungen bezüglich Nationalismus/Internationalismus bzw. Fremdenfreundlichkeit/-feindlichkeit. Die in der Nachkriegszeit für Deutschland so typische Generationskluft existiert nicht mehr. Stattdessen hat der politische Umbruch in den ehemals sozialistischen Staaten (insbesondere in Polen) eine neue Generationskluft entstehen lassen.

9. Welchen Identitätsbedürfnissen von Zuwanderern muss Rechnung getragen werden?

Die Bildung von Parallelgesellschaften hat sich, trotz unterschiedlicher integrationspolitischer Ansätze in den betroffenen Ländern, zu einem gemeinsamen europaweiten Problem entwickelt. Dies darf jedoch nicht den Blick auf das große Potential an Identifikations- und Integrationsbereitschaft unter den Migranten verstellen. Klassische Einwanderungsländer haben Inhalte, Formen und Rituale entwickelt, die diesen die Bindung an das Zuwanderungsland erleichtern. In

Deutschland gibt es diesbezüglich starke Defizite. Das „Sommermärchen“ der WM 2006 ist nur ein kleines Beispiel dafür, dass die Gefühle von Zuwanderern gewonnen werden müssen und Projekte benötigt werden, die Autochthone und Allochthone zusammenführen. Die deutsche Identitätspolitik mit ihrer Vergangenheits- statt Zukunftsorientierung bewirkt dagegen eine Distanzierung. Es ist kaum zu erwarten, dass sich Zuwanderer mit einer Nation identifizieren, die sich selbst als verunsichert erlebt und als abstoßend inszeniert.

10. Worin bestehen die Probleme der Holocaust Education?

Einer Fülle von programmatischen Schriften und postulierten Erziehungszielen steht ein Mangel an empirisch fundiertem Wissen über die tatsächlichen Erziehungseffekte gegenüber. Der Ansatz, starke emotionale Betroffenheit und Opfer-Identifikation bei den Schülerinnen und Schülern zu induzieren, kann zu nicht-intendierten affektiven Nebenwirkungen führen und das Erreichen der kognitiven Erziehungsziele gefährden. Im Jugendalter besteht eine besondere Verletzlichkeit in der Identitätsentwicklung, der bei der pädagogischen Vermittlung des Holocaust nicht immer genügend Rechnung getragen wird. Es lässt sich eine Verbindung zu Verunsicherungen der deutschen Identität von Jugendlichen ohne und mit Migrationshintergrund herstellen, die insbesondere anlässlich des Geschichtsunterrichts in der 9./10. Jahrgangsstufe nachweisbar ist.